

The background of the book cover features three stylized fish swimming horizontally. The top fish is dark teal with a red dorsal fin and a red tail. The middle fish is dark teal with an orange dorsal fin and an orange tail. The bottom fish is dark teal with a red dorsal fin and a red tail. The fish are rendered in a simple, graphic style with a textured, slightly grainy appearance.

DONATA RIGG
CLAUDIA KLISCHAT

Zeitlang

ROMAN

ulstein 

Donata Rigg / Claudia Klischat
Zeitlang

DONATA RIGG
CLAUDIA KLISCHAT

Zeitlang

ROMAN

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Arbeit an diesem Buch wurde unterstützt vom
Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst,
durch das Programm Neustart Kultur der Bundesbeauftragten für
Kultur und Medien und von der VG Wort.

Die Personen und die Handlung des vorliegenden Werkes sind sämtlich
erfunden und Ausdruck der künstlerischen Freiheit der Autorinnen.
Jede Ähnlichkeit mit realen Begebenheiten und Personen wäre rein
zufällig und ist nicht beabsichtigt.



ISBN: 978-3-550-20255-1

© 2024 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Alle Rechte vorbehalten

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Garamond Premier Pro

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für A.

Na, sauber.

TEIL EINS

Bleib bei mir

Jemand musste das Go bereits gegeben haben. Benedikt ahnte es, als er, von der Promenade kommend, das Ding dort stehen sah, ein riesiger Bagger neben dem Fischladen. In dem am Boden liegenden Arm und der Schaufel, die wie eine offene, eiserne Faust auf dem Kies lag, türmten sich zerbrochene Ziegel. Er drehte am Knauf des Holzgatters und betrat das Grundstück. Sein Blick fiel auf das Wohnhaus rechter Hand, das unberührt und verschlossen schien. Auf der linken Seite begrüßte den Gast wie eh und je ein Holzpfeil an der Fassade der vorgelagerten Werkstatt, in Form eines Fisches, auf dem »Laden« stand. Die Tür stand sperrangelweit offen. Als er über die Schwelle trat, sah er nur noch die Spuren der ehemaligen Kühltheke auf den Fußbodenkacheln und, an der Wand, einen hellen Fleck, den der ausgestopfte 20-Pfund-Zander, ein großer Fang seines Großvaters von 1993, hinterlassen hatte. Er ging nach hinten in den Verarbeitungsraum. Die gusseiserne Arbeitsfläche war entfernt worden, ebenso die beiden Kühltruhen und die Schupp- und Filetirmesser. Selbst die Magnetschiene, an der die Messer gehangen hatten, war nicht mehr da, zu sehen nur drei schwarze Löcher in der Wand. Aus einem ließ ein Weberknecht die stelzigen Beine hängen. In der Räucherammer sah er die Schürze des Großvaters am Haken hängen, davor seine Gummistiefel, als sei nichts gewesen,

als würde er jeden Moment die Tür öffnen, auf den Ofen zugehen, die Hand auf ihn legen, um die Temperatur zu prüfen, sich vor die Luke hocken, die Handschuhe aus dem Holzkorb greifen, die Luke öffnen und Holz nachlegen.

Unvorstellbar, einfach unvorstellbar. Es war alles vorbei.

Wie überall in der Provinz war auch der Bahnhof von Herzach Anfang der 2000er-Jahre umgestaltet worden, als rund um die großen Städte sogenannte Metropolregionen entstanden. Der Verkaufsschalter war nur mehr von 12 bis 15 Uhr besetzt, außerhalb der Saison ganz geschlossen, dafür gab es nun zwei Ticketautomaten am Bahnsteig. Die Fahrradständer waren großzügig aufgestockt worden, wozu im Dorf die Meinungen stark variierten, zumal auch die Kneipe mit ihren nikotinschweren Vorhängen, das letzte Mal vermutlich in den 1990er-Jahren gewaschen, nach dem Ableben des Wirtes geschlossen geblieben war. Von ihr waren nur noch ein Stehtisch in Form eines Holzfasses, zwei um die Wette gurrende Tauben und ein vollgepisster Eingangsbereich übrig. So eröffnete sich dem Besucher, kam er mit der Bahn im Fremdenverkehrsort Herzach an, ein für den über die Jahre angehäuften Wohlstand des Ortes unverhältnismäßig ungastliches Bild. Erst im letzten Jahr hatte der Gemeinderat die Umnutzung der ehemaligen Wirtschaft als Club abgelehnt, vordergründig, um sich nächtliche Scherereien zu ersparen, in Wahrheit aber, um den Konsum anderer Rauschmittel als Alkohol und Zigaretten im Privaten zu belassen, sei es in einem gewöhnlichen Partykeller oder im eigenen Gewächshaus, in dem Gemüse und anderes zur Selbstversorgung angebaut wurde; in den eigenen vier Wänden also, wo nicht selten konsumiert wurde, was das Zeughielt.

»Bin gut da, im Kaff. Ich küsse Dich«, tippte er bei seiner Ankunft ins Telefon und trat aus dem Bahnhofsgebäude.

Auf dem Vorplatz standen zwei Taxis und warteten auf die Gäste, denen der Fußweg zur Wallfahrtskirche zu weit war, die aber die Fastenzeit im hochgelegenen Restaurant mit Panoramablick bei einem guten Räucherfisch ausklingen lassen wollten. Er setzte seine Tasche auf der Bank neben dem Zigarettensautomaten ab. Während er seinen Ausweis hineinsteckte und sich eine Schachtel zog, fiel sein Blick auf ein Graffito an der Fassade des Bahnhofsgebäudes, das, mit den krummen Buchstaben der Adoleszenz, neben einer Werbetafel, auf der die Ärzte, Kosmetikerinnen und Fußpflegerinnen des Dorfes ihre Dienste anzeigten, einen Hauch urbaner Sehnsucht erweckte: »I wish I was cold and dead.«

Von einem Fischer- und Bauerndorf, wie es immer noch in einigen Tourismusbroschüren hieß, konnte schon lange keine Rede mehr sein. Auch in Herzach hatten sich über Jahrzehnte nach dem Krieg durch Migrationsbewegungen, ein Wort, von dem man neuerdings immer mehr im Fernsehen hörte, Fremde angesiedelt, eine Tatsache, der die Gemeinde und allen voran die Steinbacherin, eine Grüne, vor Kurzem mit der Benennung einer Dorfstraße nach der Partnergemeinde in Italien Rechnung getragen hatte. Vor allem die Zugezogenen aus dem oberen Dorf sahen in dem Städtchen im Trentino ihr erweitertes Wohnzimmer. An den Stammtischen wurde das argwöhnisch kommentiert. Das Wort »Globalisierung« gar behandelte man so wie eine Diagnose beim Arzt: so viel beachten wie nötig, so gut ignorieren wie möglich. Längst hatte man vergessen, wie es gewesen war, als die eigenen Vorfahren selbst als Flüchtlingsgauner beschimpft worden waren.

Man bestellte lieber noch ein Helles, um sie nicht wach werden zu lassen, die Erinnerungen, als man mit wenig oder gar nichts dagestanden war, nach dem Krieg; oder nach einem Hochwasser, das

zugleich immer auch das eine Hochwasser vor dem nächsten war, oder nach einer Missernte, die einem nicht zuletzt auch immer die Vorahnung auf eine, irgendwann, folgende in die Glieder kriechen ließ; oder wie man bei einer Krankheit der Frau dagestanden war oder, später, beim Ausbleiben eines männlichen Nachfolgers und beim Wegzug der Jungen in die Stadt oder, noch später, bei der Rationalisierung im Betrieb, für den man arbeitete, war man nicht sein eigener Herr; oder bei der Umstellung auf den für immer fremd bleibenden Computer, den man eher als eine Zumutung empfand denn als eine Arbeitserleichterung. Die neuen Entwicklungen in Richtung Überwachung, von denen man hörte, überraschten hier niemanden, im Gegenteil, man hatte schon immer gewusst, dass die Dinger nicht ganz koscher sein konnten, und überhaupt: Auch die Frauen seien nicht mehr die Frauen, hieß es nun am Stammtisch, und neuerdings greife das auf die Männer über, jeder lasse sich beim kleinsten Zipperlein krankschreiben und nannte es etwas Psychisches, und genau das war es, was den Dorfbewohnern suspekt war, das Fremde nämlich und das Psychische. Früher sei man in die Kirche, um etwas loszuwerden, oder habe sich ordentlich gekeilt, aber heutzutage, eben: das Psychische. Darin war man sich einig und auch darin, dass das wärmste Jackerl immer noch ein gutes Con-jackerl war, und bestellte eines, denn der Alkoholkonsum war über all die Jahrzehnte gleich geblieben, um nicht zu sagen, gestiegen.

St. Georg begann mit dem Mittagsläuten. Benedikt, der den 6-Uhr-Zug vom Wiener Westbahnhof nach München und anschließend die S-Bahn genommen hatte, brauchte, nachdem er die Fahrt über an einem faden Artikel für ein Designmagazin geschrieben hatte, einen Kaffee. Er fragte einen der Taxifahrer, ob der Bäcker, wie er es von früher kannte, immer noch über Mittag geschlossen habe. Sofort erkannte er in dem silberhaarigen Mann, der an seinem

Wagen lehnte, den Wenz. Vor Jahren, als er selbst noch ein Kind gewesen war und jede Sommerferien bei seiner bayerischen Verwandtschaft verbracht hatte, hatte sich der Wenz die Zeit am Bootsverleih seines Großvaters vertrieben. Wenz schüttelte den Kopf und deutete die Straße hinunter.

Im Grunde hatte alles und vor allem der sogenannte Wandel mit dem Bau der Bahnstrecke Anfang des letzten Jahrhunderts begonnen. Das Fremde nämlich war nicht nur der Fremdsprachige, nein, das Fremde kam vor allem aus der Großstadt, aus München. Anfangs waren es die Urlauber mit ihren Badelatschen und Sonnenhüten gewesen, den Dorfbewohnern zunächst willkommen, weil sie Geld brachten. Später jedoch fingen ebenjene Urlauber an, Grundstücke zu kaufen und zu bauen, fuhren in ihren dicken Wagen vor und versuchten, im Gemeinderat mitzureden.

»Der kommt aus Minga, wo die Leut' stinga«, hatte Benedikts Großvater immer gesagt, wenn er beim Autofahren ein entsprechendes Kennzeichen sah – eine Anekdote, mit der Benedikt vor allem Marianne erheitern konnte.

Er war froh, unerkannt geblieben zu sein. Dann aber, als er losgehen wollte, hob der Wenz das Kinn in seine Richtung.

»Geh, bist du nicht der Bub von der Bader Edith? Na, sauber.«

Und dann setzte sie ein, die Stimme seiner Mutter, wie er sie vor ein paar Wochen am Telefon vernommen hatte: »Glaubt man es«, hatte sie in den Hörer gerufen, bevor sie zu einem ihrer Arbeitsmonologe angesetzt hatte, wie er diese jetzt aufbrechende, regelrecht manische Seite seiner Mutter nannte, diese jähren, verbalen Bewältigungsversuche, die ihn neuerdings überraschten, sobald er sich durchrang, die Anrufe seiner Mutter anzunehmen.

»... und dann, stell dir vor, hat sie gesagt, das wäre dann mein

Bier, es ginge hier um ihre Existenz, ausschließlich um ihre, natürlich rein finanziell habe sie es gemeint, hat sie gesagt, und sie hätte ein Recht darauf. Sie, nur sie. Ein Recht. Das stell dir mal vor. Da ist mir der Kragen geplatzt, und ich habe sie unterbrochen. Worauf hast du ein Recht, habe ich gefragt. Darauf, dass ich mit in deinen Schulden hänge, aber alles, was auf der Habenseite ist oder sein wird, allein dir gehört? Das ist ja interessant, habe ich gesagt, hast du dir das von den Managern abgeschaut? Aber ich sag dir eines, hab ich zu ihr gesagt: Ich bin nicht der deutsche Staat oder die Bank oder sonst irgendeine Instanz, hab ich gesagt. Ich bin deine Schwester, und egal, wie du das siehst, wir müssen das hier gemeinsam über die Bühne bringen, ob es dir nun passt oder nicht. Das ist die Realität, und dieses Mal, jetzt, habe ich gesagt, musst auch du Verantwortung übernehmen. Interessiert dich denn überhaupt nicht, was der Letzte Wille der Mutter gewesen ist? Und dann hat sie gesagt, das muss man sich mal vorstellen, sie hat gesagt, es gäbe ja überhaupt kein Testament, wo stünde das denn, dass wir beide zu gleichen Teilen berücksichtigt wären, es stünde ja nirgends, und ob die Mutter das einmal gesagt hätte, vor ein paar Jahren, hat sie gesagt – das muss man sich mal vorstellen, Benedikt. Mutter hat das immer wieder gesagt, dass sie uns beide zu gleichen Teilen im Testament haben will, und sie hat, das war schon Mitte der 1990er, sie hat gesagt, dass sie ein Testament geschrieben hat. Das musst du dir mal vorstellen, als ob die Mutter gewollt hätte, dass deine Tante alles erbt, nie hat sie das gewollt, das wäre ja ... Und dann habe ich gesagt: Da du jetzt das Geld auf dein Konto umgeleitet hast, weil du bei der Bank irgendeinen Spezi hast, wird mir nichts anderes übrigbleiben, Brigitte, und daraufhin, glaubst du das, daraufhin kommt von ihr: gar nichts. Schweigen im Walde. Und dann, ich hätte mir das nie vorstellen können, aber mir ist nichts anderes übriggeblieben, darauf-

hin habe ich gesagt: Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als mir einen Anwalt zu nehmen. Und daraufhin, das muss man sich mal vorstellen, hat sie gesagt: Dann tu das, Edith. Dein Mann verdient doch gut – glaubst du es, glaubt man es.«

Und Benedikt erinnerte sich daran, wie er, stumm wie ein Fisch, am anderen Ende der Leitung gesessen hatte, vor einem Soda Zitrone, in einer Wohnung, die auf den Wiener Augarten zeigte, einige Hundert Kilometer entfernt, an seinem Schreibtisch, und dem Klicken seines Kugelschreibers gelauscht hatte, das er im Sekundentakt erzeugte, mit dem Daumen, während er gleichzeitig versucht hatte, seiner Mutter vom Hölzchen aufs Stöckchen zu folgen.

»Ich werde sehen, was sich machen lässt«, hatte er am Ende in den Hörer gesagt, »ich kann es bestimmt einrichten zu kommen, Edith.«

Es war ein Jahr zuvor losgegangen, kurz nachdem die Großeltern innerhalb weniger Monate verstorben waren und den Nachlass ungeordnet hinterlassen hatten wie einen Trümmerhaufen. Benedikt war auf einiges gefasst gewesen. Womit er allerdings nicht gerechnet hatte, war, dass sie, die vor Jahrzehnten Weggezogene, die Weggeheiratete, seine Mutter, ganz allein die Verantwortung für diesen Untergang zu tragen hatte. Sie sollte allein schuld daran sein, dass seiner Tante Brigitte alles genommen wurde, was ihr jemals etwas bedeutet hatte. So sah man es also im Dorf: die Fischerei weg, die Existenzgrundlage weg, und das an einem der schönsten Orte der Republik, alles weg, weil die Edith Geld hatte sehen wollen. Na, sauber.

»Kehr du vor deiner eigenen Tür«, entgegnete er dem Wenz geistesgegenwärtig und ging los, ohne eine Reaktion abzuwarten. Zügig bog er in die Straße »Zum See« ein, am Traditionshandwerk

vorbei, der Gemeindebücherei, an der alten stillgelegten Porzellanmanufaktur und der Kirche, an deren Mauer ein Hund gerade sein tiefengebräuntes Frauchen anklaffte. Am Schlosspark angelangt, ging er den Schlenker vorbei am Gartenhaus des ersten Eigentümers, das er sich, wie ein Dorf-Goethe, vor über hundert Jahren hatte errichten lassen. Benedikt setzte sich auf eine Bank, an der Uferspitze des Parks, und schaute aufs Wasser. Noch war die Bucht ohne Boote, die Oberfläche glatt. Irgendwo rief ein Blässhuhn. Die Luft roch nach altem Schnee, nach Tauwetter.

Früher waren sie manchmal auch in den Osterferien hierhergekommen, obwohl es noch zu kühl war, um segeln oder angeln zu gehen, Benedikt, seine Schwester und seine Eltern. Niemand ging am Ostersonntag in die Messe, selbst die Kinder mussten nicht, nicht einmal pro forma, aber nicht selten hatte der Großvater, der Rote Hund, wie er lange noch von einigen genannt worden war, weil er bis in die 1980er-Jahre für die Sozialisten – wie man hier landläufig die SPD nannte – im Gemeinderat gegessen hatte, in der Nacht zuvor ein Feuer gemacht. Im Uferkies stieb es Funken in den schwarzen Himmel und erhellte die Gesichter der Umstehenden, die sich zum Bruno Bader auf den Weg gemacht hatten. Manchmal hatte er dann die Werkstatt aufgeschlossen, die Bierbänke aufgestellt, und dann saß man noch und hörte Radio, trank seine zwei, drei Weißbier, und die Kinder verkleideten sich mit dem Ölzeug, das allmählich, weil sich die Schonzeit dem Ende neigte, wieder in Gebrauch war, und der Großvater, ein gerechter, aber cholerischer Mann, schimpfte ausnahmsweise mal nicht, sondern lächelte und nahm Benedikt und Agnes auf den Schoß und sagte zärtlich: »Na, meine Scheißer.«

Am Morgen danach: das Ostereiersuchen und den gebackenen Lämmern den Kopf abbeißen, während der Rest des Dorfes in den

Kirchbänken kniete. Am Nachmittag dann schnitt die Großmutter mit einem großen Messer, das sie nach jedem Stück in warmes Wasser tauchte, die Buttercremetorte an, die man vorne beim Konditor zum Feiertag bestellt hatte. War sie besonders guter Stimmung, tischte sie noch einen selbst gemachten Hefezopf auf. Später, als sie die Kräfte verließen, übernahm das Benedikts Mutter und servierte Butter dazu.

Das alles kam ihm unsagbar lange her vor, so lange, dass er nicht wusste, ob es die Erinnerung daran war, die ihm an den Bronchien riss, oder der tief inhalierte, kalte Zug an seiner Zigarette, die er unter die Parkbank schnippte, trotz oder gerade wegen der Ordnungsschilder, die der Verschönerungsverein hier seit Kurzem aufgestellt hatte. Er stand auf.

Er ging Richtung Promenade, am Freiluftsachsfeld vorbei, auf dem gerade zwei Mädchen die Quadrate abhüpften. So oft war er mit seinem Vater hier gewesen, der ihn bereits im Grundschulalter hergeschleppt hatte, vielleicht um ab und an einmal durchzuatmen oder einem Knatsch mit Edith zu entkommen. Anfangs hatte Benedikt die Figuren, die er selbst kaum mehr als einen halben Kopf überragte, tragen müssen, aber schon bald beherrschte er die Regeln und entwickelte sich, von Ferien zu Ferien, zu einem angemessenen Gegner für seinen Vater. Im Alter von elf Jahren schaffte er sein erstes Remis. Beim Abendessen bekam er zu Räucherfisch und Butterbrot anstatt des Hagebuttentees sein erstes Glas Radler hingestellt, und sein Vater pries vor der ganzen Familie seine Talente. Das war 1991 gewesen.

Benedikt war ein Wunschkind seiner Eltern, die die 1970er-Jahre ohne Kinder genossen hatten, ehe sie sich, nach zehnjähriger Beziehung, ganz bewusst für eine Familiengründung entschieden

hatten. Noch lange wurde die Anekdote erzählt, dass man Edith direkt von einer Anti-Atomkraft-Demo in den Kreißsaal habe bringen müssen und alles so schnell gegangen sei, dass Gregor, der eigentlich bei der Geburt hatte dabei sein wollen, seine Frau erst widersah, als sie glücklich erschöpft das Kind bereits in den Armen hielt. Die Familie lachte immer darüber, wenn es auf diese Geschichte kam, besonders Edith, aber in Bene keimte schon sehr früh eine dumpfe Wut auf. In ihm erzeugte dieses Lachen kein Gefühl familiärer Gemeinschaft, sondern war, zunächst als kindliche Ahnung, ein Indiz für die alleinige Deutungshoheit seiner Mutter. Dieses Gefühl sollte der Grundstein für eine grundlegende Skepsis des Jungen werden, aus der sich in späteren Jahren die Fähigkeit entwickelte, die Wahrheit aus der Schönfärberei zu destillieren oder, wie er es viel später in seiner Mappe für die Journalistenschule in einer schriftlichen Selbstdarstellung formulierte, »einen ausgeprägten Instinkt dafür zu haben, worin das X, worin das U einer Geschichte besteht und, vor allem, welcher Sprecher mit welchem Interesse welche Botschaft damit aussendet«. Weiter schrieb er damals: »Den Zweck dahinter herauszufinden und die dabei zugrundeliegenden Interessen aufzudecken und, zur Aufklärung, an einen Leser zu vermitteln, darin besteht für mich die Aufgabe von gutem Journalismus.«

Nachdem der junge Bene diese noch sehr durch das theoretische Denken des Studiums der Logik an der Universität Freiburg beeinflusste Aussagen bei einem weiteren Bewerbungsverfahren zu konkretisieren verstanden hatte, wurde er schließlich, Mitte der Nullerjahre, angenommen und zog mit 25 Jahren nach Hamburg.

Bis dahin war es ein langer Weg gewesen. Als Kind eines katholischen Mädchens vom Lande und der ersten Abiturientin ihres Dorfes, die mit seinem Vater 1969 aus der bayerischen Dorfenge ins

luftigere Badische mit seiner linken Szene geflüchtet war, und eines äußerlich wie innerlich unkonventionellen, idealistischen Mannes, Gregor Zwicker, der zeit seines Lebens mit der Dann-doch-Beamtenlaufbahn haderte, wuchs Bene in einer recht stabilen Umgebung in einer großzügigen Freiburger Mietwohnung auf. Er hatte seine Eltern zunächst ganz für sich. Durch die Kleinkindjahre kam er ohne nennenswerte Ereignisse, bis auf einen Eingriff im urologischen Bereich, im Alter von drei Jahren, der einen mehrtägigen Krankenhausaufenthalt nach sich zog. Man schrieb das Jahr 1983, und die Bundesrepublik hatte, zumindest in den Städten, die schwarze Pädagogik in den Hospitälern so weit hinter sich gelassen, dass seine Mutter, ohne Zinnober machen zu müssen, alle Nächte bei ihrem Sohn im Krankenhaus verbringen konnte. Danach waren nun auch das Wasserlassen und die Beherrschung dessen kein Problem mehr. In der Folge entwickelte Bene sich prächtig und tat nichts lieber, als im angrenzenden Wald zu spielen. Zur Einschulung bekam er Pfeil und Bogen, beides treue Begleiter seiner Kindheit im Grünen, die nur durch wenige Wochen unterbrochen wurde, während derer die Wetterkarte von Windrichtungen und dem Piepen eines Geigerzählers bestimmt wurde und er drinnen spielen musste.

Um dieselbe Zeit, Bene lernte gerade das U, indem er es als Dachziegel auf linierte Blätter malte, geschah etwas, das als der »erste Jähzorn« auffiel, wie es sein Vater ihm gegenüber später einmal nannte, ein Außer-sich-Geraten des Erstklässlers, das mehrere Stunden anhielt und weder durch Trost, Gesprächsangebote noch sonstige gut gemeinte pädagogische Maßnahmen zu lindern war. Einzig ihn sich selbst zu überlassen, schien ihn allmählich zu beruhigen. Die Episode war eine Lappalie: An einem Samstagmorgen hatte seine Mutter Laugengebäck gekauft, drei Brezeln und drei Knoten, eigentlich für das Abendessen, aber Bene hatte sein Drittel bereits

vor dem Mittagessen verputzt. Als er am Abendbrottisch nach einer Brezel in den Brotkorb griff, machte ihn Edith darauf aufmerksam, dass er seinen Anteil schon gehabt habe, erklärte ihm, man kaufe nicht alle Tage Laugengebäck, er wisse, dass das etwas Besonderes sei, woraufhin er die Brezel nur umso fester umklammerte, mit beiden Händen, aufstand, aus dem Zimmer rannte, nicht aber ohne sich in der Tür noch einmal umzudrehen, das Gebäck in die rechte Hand zu legen und es mit aller Kraft gegen die Esszimmerwand zu schleudern, in sein Zimmer zu laufen, die Tür zu knallen, einen Laut auszustoßen, der dem Quieken eines Ferkels ähnelte, und für einige Stunden vor Zorn, der sich allmählich in Scham verwandelte, zu schmoren. Seine Eltern spekulierten bis in den tiefen Abend hinein, was in ihren Sohn gefahren sein mochte, aber während Gregor Edith auf die cholerische Linie ihrer Familie aufmerksam machte, es also quasi genetisch sah, interessierte Edith hauptsächlich die psychologische Deutung des Ereignisses. Sie erkannte darin überkochende Eifersucht, wo ihr Sohn ja nun schon seit über einem Jahr damit klarkommen musste, dass er sein Zimmer mit jemandem teilen musste: mit seiner kleinen Schwester Agnes. An diesem Abend trank das Ehepaar die Flasche Gutedel bis zur Neige. Danach hatte man Sex, seit langer Zeit wieder einmal in blindem Einvernehmen.

Am Anfang der Promenade, wo das Kinderkarussell auf die ersten warmen Tage wartete, kehrte er in den Posthof am See ein und bestellte Weißwürste und ein Helles. Wie viele Feste sie hier gefeiert hatten, im Stammlokal der Fischerei Bader-Maurer, ihres kleinen Familienbetriebs, der das untere Dorf mit seinem Seeufer geprägt hatte, seit sein Urahn, Ludwig Maurer, Anfang des letzten Jahrhunderts als »Schiffer und Fischer«, wie es im Gemeindearchiv hieß, an diesen See gekommen und einer von drei Badeanstaltsbesitzern,

um nicht zu sagen, einer von zwei Fischern geworden war. Bereits im zweiten Jahr nach seiner Ankunft war der Posthof Stammkunde des Fischers Maurer geworden. Kurz zuvor hatte man sich mit dem anderen Fischer wegen steigender Pfundpreise gestritten. Vielleicht war auch etwas Politisches dabei gewesen, etwas schon länger Gärrendes, als Wolfgang Strauß, der Wirt des Posthofs, Hans Pittner, Nachfahre einer seit Jahrhunderten ansässigen Fischersfamilie, am Schlafittchen gepackt und aus der Gaststube befördert hatte. Ab sofort belud der Maurer also zweimal in der Woche, dienstags und freitags, seinen Handwagen mit Fisch, den er dem See verlässlich von April bis Oktober abfing, und zog ihn ein paar Hundert Meter, vorbei an der Konkurrenz, vorbei an der Pension Mayr, vorbei an der Schreinerei Rapp, nach vorne, zum Kücheneingang der Gaststätte, die mit dem »Produkt«, wie es später hieß, vor allem am Freitag, dem Tag der Kreuzigung des Herrn, das Hauptgeschäft machte: mit gebackenem, in Mehl gewälztem Renkenfilet, ein Gericht, das ein Klassiker werden sollte. Einzig die Beilagen waren im Lauf der Jahre Moden unterworfen, während das »Original«, wie es immer noch auf der mit Kreide bemalten Tafel des Posthofs hieß, seit über hundert Jahren mit Kartoffelbrei oder Bratkartoffeln und einer geviertelten Tomate serviert wurde, außer zu den ewigen Rübenzeiten während der beiden großen Kriege und in der entbehrungsreichen Zeit bis zur Währungsreform. Nach und nach hatte man sich allerdings zunehmend der Kundschaft anpassen müssen, und die Marotte, wie man es in dieser Gegend sah, Beilagen individuell zu bestellen, griff vor allem ab Ende der 1980er-Jahre immer weiter um sich. Zunächst waren es hauptsächlich die Frauen, die anstatt der Kartoffeln grünen Salat bevorzugten, woraufhin der Koch, bekam er das von der Kollegin des Service in die Küche gerufen, mit den Augen rollte. »Extrafürze«, wie er in seinen Bart

nuschelte, wurden nämlich im Großen und Ganzen ungenutzt erfüllt. Wer aber hätte sich träumen lassen, dass es einmal so weit kommen sollte, dass die Gäste anfangen, das Original regelrecht zu verhunzen, indem sie in die Rezeptur selbst eingriffen und sich den Fisch »pur«, das heißt ohne die so charakteristische Mehlpnate, bestellten. Aber man hatte sich zu fügen. Einen Generationswechsel benötigte es, um, nicht nur im Herzacher Posthof, bei derlei Wünschen als Gast vom Service nicht abgekanzelt zu werden. Erst als die Tochter den Gasthof übernahm, eine freundliche junge Frau, die ihre Ausbildung außerhalb gemacht hatte, stellten sich die ortsansässige Gastronomie und andere vom Fremdenverkehr abhängige Geschäftszweige langsam auf ihre Kundschaft ein, die einem das Geld, man musste es ja zugeben, Wochenende für Wochenende, die ganze Saison hindurch, wenn nicht gar darüber hinaus, Jahr für Jahr, Dekade über Dekade, in die Kasse spülte: Münchner, Urlauber, Badegäste und die zugereisten, seit Langem ansässigen Bonzen aus dem oberen Dorf.

»Die Neureichen sind die Schlimmsten«, hatte der Großvater immer gesagt.

Auch Benedikts Großmutter, Anna »Anni« Bader, geborene Maurer, die letzte Chefin der Bader-Maurer-Fischerei, hatte diese Lektion nie begriffen. »Kerndlfresser« hatte sie die Kundschaft bis zuletzt genannt und den Vorschlag ihrer zweitgeborenen Tochter Brigitte, in den Sommermonaten im Fischladen wenigstens eine Kaffeemaschine aufzustellen, wenn nicht abgeschmettert, so doch ausgesessen. Bis zum Schluss also kein Auf-die-Hand-Kaffee aus dem Fischladen des Bader-Maurer-Betriebs, wo alle anderen Gewerbetreibenden der Simonstraße ihn schon anboten, nur immer »Frische oder geräucherte Renke, Aal, Saibling oder Forelle«,

der 100-Gramm-Preis mittlerweile im Delikatessenbereich. Einen Kampf hatte sie zu Lebzeiten jedoch nicht mehr gewinnen können, Anni Bader, die kranke Matriarchin, als sie in der Stube des Hauses gelegen hatte, in dem sie geboren worden war, in dem sie ihr ganzes Leben verbracht hatte und das ihr gehörte, nur ihr, und in dem sie nun ihre letzten schweren Atemzüge tat. Gerne hätte sie leichter loslassen können, es war ihr aber, worüber dann alle am meisten weinten, nicht vergönnt gewesen.

Während es im Mai 2009, kurz nach ihrem zweiundachtzigsten Geburtstag, drinnen im Haus langsam auf das Ende zuing, stand draußen ihre Tochter Gitti und schrieb auf die Verkaufstafel, die zur Promenade wies: »Neu! Fischsemmel to go«, und darunter: »3,50 €«. Dann ging sie zurück in den Laden. Der Salzgeruch der Semmel mit dem Bismarckhering, die sie ihrer Mutter in der Mittagspause hinüber ans Sterbebett brachte, sollte dann auch das Letzte sein, was Anni Bader wahrnahm, bevor sie einschlief.

Ludwig Maurer hatte sich im Laufe seines Lebens mehrmals gefragt, was wohl zuerst da gewesen war, der fünfundzwanzigste August, sein Geburtsdatum, oder der Name, auf den er getauft worden war. Jedenfalls war er, laut seiner Mutter, zwei Wochen zu früh zur Welt gekommen. Wenige Wochen nach seiner Geburt war, zur Freude Bismarcks, Königin Isabella II. durch das spanische Militär abgesetzt worden. Es folgten zwei kurze, aber heftige Kriege. Im Jahr der deutschen Reichsgründung wurde Ludwig drei Jahre alt.

Ohne weiteres Zutun waren seine Geburtstagsfeste spektakulär. Schon am Vorabend hatten bereits Feuerwerkskörper den See hell erleuchtet. Alle Bewohner der Gegend fühlten sich aufgefordert, fröhlich zu sein. Selbst seine Mutter, die seit einem Jahr um einen gefallenen Soldaten im Nordosten Frankreichs, um den Mann, der sie geschwängert hatte, trauerte, kreiste an jenem frühen Morgen des Jahres 1871, ein Geburtstagsständchen singend, um Ludwigs Gabentisch, auf dem ein Gugelhupf mit drei Kerzen, ein Bilderbuch der Gebrüder Grimm und ein Sack Bauklötze lagen. Dahinter prangten, an der Wand, neben dem in Gold gerahmten Bildnis des Königs, Rudi Hubers Hirschgeweihe, an die sich Ludwig über siebenzig Jahre später noch erinnern würde, als habe er diesem Haus niemals den Rücken gekehrt.

Die Hubers betrieben eine Metzgerei in Berg. Der Verkaufsladen grenzte an das Haus, das seit über zwei Generationen im Familienbesitz war. Nach vorne zeigte es auf den Marktplatz, dahinter lagen Mais- und Rapsfelder.

Ludwig wuchs im Glauben auf, die Hubers seien seiner Mutter von Gott gesandt worden, denn weit und breit gab es kaum jemanden, der eine ledige Dienstmagd von zweiundzwanzig Jahren mit einem zweijährigen Sohn angestellt hätte. Vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges war sie aus ihrer Familie am oberen Veilhof im Fränkischen wegen des unehelichen Kindes verstoßen worden.

Rudi Huber mochte Kinder, nicht nur seine eigenen. Warum er Ludwig von Beginn an wie einen Sohn annahm, hatte mehrere Gründe. Der Körper seiner Frau Roswitha war zu schwach, um weitere Kinder zu gebären. Seit ihre Schmerzen, die mit einer Hüftfehlstellung einhergingen, stärker geworden waren, verbrachte sie die Nächte nicht mehr im Ehebett, aus Sorge, Rudi könnte seine ehelichen Rechte einfordern. So suchte er anderswo Zuneigung. Obwohl ihm Ludwigs Mutter nur jene höfliche Beachtung schenkte, die von einer Dienstmagd erwünscht war, war er dennoch von ihrem verschlossenen Wesen angezogen. Er fand sie reizend, wenn auch nicht körperlich reizvoll. Väterlich bot er ihr seine Schulter an, was dazu führte, dass auch der kleine Ludwig Zutrauen zu ihm fasste, was wiederum dazu führte, dass Roswitha weniger abweisend sein musste. Rudi hatte nun eine weitere Aufgabe: Er spendete Trost und Zuversicht, und seine Frau tat es ihm gleich. Statt Magda Maurer als Konkurrenz zu sehen, verbündete Roswitha sich mit ihr. An Tagen, an denen sie nicht auf die Beine kam und das Bett hüten musste, bat sie Magda, ihr Ludwig in den Arm zu geben. Sobald sie ihre Nase an die Haut

des kleinen Jungen legen konnte, waren ihre Schmerzen erträglicher. Ihre eigenen Kinder, ihr geliebter Franz, der Erstgeborene, Alois, der Mittlere, und Toni, der Jüngste, waren aus diesem Alter heraus.

Obwohl wie der gesamte Landstrich katholisch geprägt, herrschte im Haus der Hubers ein liberaler Geist. Alles, was nach Heiligem Stuhl roch, war vor allem Rudi ein Dorn im Auge. Magda durfte ihre Ordensschwwestern, die sie im Gottesdienst kennengelernt hatte, nicht empfangen, Patrioten wies er vor der Tür zurecht, und seine Buben wie auch Ludwig verwirrte er mit der Überzeugung, dass Kreuze in Schulen nichts zu suchen hätten. Am Tag, als Ludwig eingeschult wurde, hielt er am Nachmittag, bei Kaffee und Kuchen, wieder einen seiner Monologe.

»Aber bei uns in der Stube hängt unser Jesus auch«, sagte Ludwig. »Überall hängt er doch.«

»Das ist ganz was anderes. Zu Hause kann man machen, was man will«, entgegnete Rudi.

»Und der Kini? Darf der im Schloss auch ein Kreuz haben?«

»Natürlich, das Schloss ist ja keine Schule.«

Während der König seinen Geburtstag mal in Linderhof, mal in Hohenschwanstein oder auf einem der umliegenden Gipfel verbrachte, verliefen Ludwigs Geburtstage jedes Jahr gleich. Am frühen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, füllte seine Mutter, während der Kuchen im Ofen aufging, einen Picknickkorb für den Seespaziergang, darin Schinken, Brot und hart gekochte Eier, Äpfel und reichlich selbst gemachte Limonade und Bier. Den Morgen bis in die Mittagszeit hinein saß man wie an den Feiertagen bei einem üppigen Frühstück zusammen und ließ es sich gut gehen.

Am fünfundzwanzigsten August 1875, an seinem siebten Geburtstag, fragte Ludwig seine Mutter: »Wo feiert der Kini heute?«

»Ich weiß nicht, Luki, bestimmt auch mit seiner Familie.«

»Nein, bei den Franzosen ist er dieses Jahr«, entgegnete Rudi.

Magda, für die Frankreich Unheil bedeutete, faltete die Hände und fing an, ein Vaterunser zu beten. Nachdem sie sich bekreuzigt hatte, zog Rudi die Mundharmonika aus seinem Janker.

»Fröhlich wollen wir heut' sein, nicht wahr, Luki«, sagte sie zu ihm.

Er legte das Instrument an die Lippen, sprang vom Stuhl und begann, von einem Bein aufs andere zu hüpfen, ein Tanz, der seine Mutter aufheitern sollte. Erleichtert nahm er das Lachen am Tisch wahr, das nun wieder eingekehrt war. In ihm allerdings kam keine Freude auf. Er lag auf dem gewienerten Dielenboden, Arme und Beine von sich gestreckt, und sah auf das Bildnis des Königs an der Wand, in dessen dunkle Augen hinein.

»Warum ist der Kini gerade an unserem Geburtstag in Frankreich? Vielleicht kommt er nie wieder.«

»Er kümmert sich um den Frieden«, entgegnete Rudi.

»Nein«, sagte Franz. »Er guckt sich nur die schönen Schlösser in Frankreich an und schmeißt unser Geld zum Fenster raus.«

Alle, die seine Kindheit miterlebten, stimmten darin überein, dass Ludwig ein aufgewecktes Kerlchen war, das sein Herz am rechten Fleck hatte und schneller heranwuchs, als man schauen konnte. Er tat nichts lieber, als sich im Freien herumzutreiben. Zumeist zog es ihn zu den Fischereien am See. Magda versetzten seine Streifzüge jedes Mal in große Unruhe. Statt ihrer Arbeit nachzugehen, betete sie Rosenkränze.

»Weißt du was«, sagte Rudi zu Roswitha. »So geht es nicht weiter. Den Luki leinen wir jetzt am Baum an, wenn er zurückkommt. Ich mag nicht mehr. Seine Mutter weint sich noch die Augen aus.«

»Spinnst du? Der Junge ist doch kein Hund.«

Ludwig schämte sich, als sein Ziehvater an seine Vernunft apel-
lierte. Was er seiner Mutter durch sein ständiges Fortlaufen antue.
Der Junge schwor Besserung, aber nur wenige Tage später zog es ihn
wieder hinaus.

Nach einem Regenschauer lief er auf die Felder hinters Haus, um
Würmer zu sammeln. Weil er sich so viel Mühe gegeben und einen
ganzen Eimer Köder zusammenhatte, würde ihn der Fischermeister
Stanzl bestimmt mit auf den See nehmen, sicherlich würde er das
zur Belohnung tun, dachte er, als er seine Beute, übers ganze Gesicht
strahlend, Stanzl senior übergab. Der alte Mann, den mancher
Dorfbewohner schon für tot erklärt hatte, saß auf dem Steg, in sei-
nem Anglerstuhl. Seit Jahren belieferte er die Hofküche, hinzu kam
die Arbeit im Verkaufsladen und in der Badeanstalt, aber weil er
früh an der Leber erkrankt war, hatte er schon bald alle schweren
Arbeiten seinem Sohn Rainer anvertraut, der schnell, mit gerade
einmal dreizehn Jahren, in die Geschäfte hineinwachsen musste.

Er blickte in den Eimer.

»Ja, der Maurer Ludwig, so was, du bist wohl auch schon ein
kleiner Fischermeister. Du magst wohl nicht für den Huber schlach-
ten?«

Ludwig strahlte übers ganze Gesicht. »Ja, richtig, fischen mag
ich. Das Schlachten macht der Franz oder der Alois, vielleicht aber
auch der Toni. Oder gar keiner. Dann muss der Rudi halt einen Ge-
sellen suchen, sagt die Rosi.«

Bisher hatte Ludwig den Stanzls bei ihrer Arbeit nur zugesehen: wie
sie ihren Fang in die Fischküche hievt und ihn bearbeiteten.
Wenn die Fischer aus der Umgebung auftauchten, spitzte er seine
Ohren. Während die Stanzls nämlich ihre Netze für den König setz-

ten, mussten sich die anderen mit den weniger ertragreichen Zonen auf dem See arrangieren. Ihre Fänge reichten kaum zum Leben. Lautstark schimpften sie Stanzl senior etwas vor und forderten mehr Gerechtigkeit, bis der Alte Rainer anwies, den Aufgebrachten Bier und einen Teller Fischsuppe zu servieren.

Ludwig begann zu verstehen, dass der See nicht nur voller Fische und da war, um darin zu schwimmen oder im Winter eiszulaufen, der See war ein lebendiger Kosmos, und auf ihm wurden, wie an Land, wie unter den Bauern, Zäune gesetzt. Weniger verständlich waren für ihn die lauten Gefechte im Haus der Stanzls. Seit sich die Aufträge für den Hof ausgeweitet hatten, sie nicht mehr nur Fisch aufs Schloss lieferten, sondern den König bei Bedarf über den See ruderten und ihnen zudem die Weiterleitung der Hofpost anvertraut worden war, kam Stanzl seniors Frau Maria nicht zur Ruhe. Zwei ihrer Söhne waren beim Mainfeldzug gefallen. Somit blieb ihr nur noch ihr Jüngster, Rainer. War sie noch zu Zeiten des Deutschen Bundes stolz darauf gewesen, dem Königshaus zu dienen, so hatte sich diese Haltung über die Jahre grundlegend verändert. Maria fühlte sich verraten und verkauft. Verantwortung für den Verlust ihrer Söhne trügen allein diese barbarische Politik und dieser König, der, zu schwach, dem preußischen Feind aus reiner Verschwendungssucht in die Hände gespielt und sich erpressbar gemacht habe. Stanzl senior hingegen gab dem Reichskanzler die Schuld, obgleich er, wie die meisten Gewerbetreibenden im Süden des Landes, von dessen Politik profitierte. Er war hin- und hergerissen. Und wenn er gar nicht mehr weiterwusste, dann war allein Gott es, der seine Söhne zu sich geholt hatte, dann spielte es keine Rolle mehr, unter welchem Bündnis Kriege angezettelt wurden.

Die Kinder verstanden nicht, worin der Unterschied bestand, dass sie einem Deutschen Bund, einem Norddeutschen Bund oder

einem Deutschen Reich angehörten. Es interessierte sie nicht, dass Frankreich Millionen Francs Kriegsentschädigung zahlte, wie hoch die Börsenumsätze waren, unter welchen Verordnungen ein Gewerbe zu führen war, all das gehörte in die Welt der Erwachsenen. Wie es jedoch um ihre Mütter stand, bewegte sie sehr wohl. Rainer versuchte, seiner Mutter Trost zu spenden, indem er sich die Strebsamkeit und Geschäftstüchtigkeit seiner gefallenen Brüder zu eigen machte und sich vornahm, so bald wie möglich zu heiraten. Und Ludwig wollte, seiner Mutter zuliebe, ein guter Katholik sein. An den Sonntagen, in der Schlosskirche, merkte er sich alle Gebete, alle Handgriffe der Ministranten, vor allem die der Rauchfassträger.

Im Frühjahr, als Ludwig neun Jahre alt war, starb der alte Stanzl. In den wenigen wachen Momenten, die ihm geblieben waren, hatte Rainer seinem Vater versprechen müssen, dass er gut auf das Familienerbe aufpassen würde. Kurz vor seinem letzten Atemzug, Maria hielt seine Hand, hauchte er ihr seine Zuneigung an die Wange und bat sie, den Maurer Ludwig nach seinem Schulabschluss als Gesellen unter Vertrag zu nehmen.

Somit war Ludwigs Weg vorgezeichnet. Noch im selben Jahr, als Stanzl senior zu Grabe getragen wurde, trat der Pfarrer, kurz nach Ludwigs Erstkommunion, in die Wohnstube der Hubers. Die Familie saß kerzengerade um den Tisch herum. Er dürfe nun für den König ministrieren, verkündete Hochwürden. Ludwig nahm die Urkunde entgegen. Schwarz auf weiß standen da: sein Name, sein Geburtsdatum und der Tag seiner ersten heiligen Kommunion. Magda kippte geradewegs vom Stuhl. Dabei riss sie die Tischdecke mit.

»Keine Sorge, Herr Pfarrer«, sagte Rudi. »Unsere Magda freut sich. Wie wir alle. Danke für Ihren Besuch.«

Am selben Tag begann Ludwig, sich auf seinen ersten Gottesdienst vorzubereiten. Die Fürbitten, die er Rainer beim Fischeaunehmen vortrug, wurden immer länger und länger, bis Rainer ihn darauf aufmerksam machte, dass nicht er den Gottesdienst halten würde, sondern der Pfarrer.

»Bitte lieber darum«, sagte er, »dass uns der Fisch nie ausgeht.« Seine Mutter bat ihn, den Frieden der Lebenden und der Toten zu erflehen. Maria wünschte sich genügend Milch für alle Neugeborenen, und Rudi forderte gleiches Recht für alle. Die Huber-Jungen, vorneweg Franz, baten darum, dass keines der Sozialistengesetze auf den Weg gebracht werden dürfe.

Ludwig wusste nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Am Morgen seines ersten Gottesdienstes als Messdiener erwachte er sehr früh. Er half seiner Mutter, den Frühstückstisch einzudecken, und wenige Stunden später zog er, in Reih und Glied mit den anderen Ministranten, der Pfarrer vorneweg, in die königliche Schlosskapelle ein. Sie war brechend voll. Die Messe war dem Kaiser gewidmet, der einige Tage zuvor einem Attentat entgangen war. Außerdem hatte sich herumgesprochen, dass der König heute in Begleitung komme. Alle streckten ihren Kopf zur Orgel empor, wo Seine Majestät und ein junger Mann in schwarzem Frack Platz nahmen.

Ludwig sprach seine Fürbitte, als habe er das schon ein Dutzend Mal gemacht. »Schütze unser Land, unseren See, unsere Häuser und Schlösser, auch unseren König, und habe Erbarmen. Christus, erhöre uns.«

Seitdem hatte er an Ansehen gewonnen, und mit ihm die Hubers und Magda. Zahlreiche schaurige Geschichten vom Königshof gelangten ins Dorf, mancher Lakai sei wegen kleiner Fehltritte gekündigt oder sogar körperlich gezüchtigt worden, wie man sich in den Wirtshäusern erzählte, aber dennoch galt es als Auszeichnung,

im Dienst des Hofes zu stehen. Plötzlich wurde Ludwig anders angeschaut. Ihm gefiel es, dass er nicht mehr nur der kleine Maurer war, sondern nun der Bursche, der für den König ministrierte. Außerdem wurde er jetzt bei den Stanzls für die Kundschaft eingesetzt. Obwohl vier Jahre jünger als Rainer, war er derjenige, der die vielen Sommerfrischler, die Städter, die sich über den See rudern ließen, so sehr zu unterhalten verstand, dass sie bei ihrem nächsten Besuch gezielt nach ihm fragten. Sein kindliches Strahlen, sobald er sich aufrecht, ohne mit dem Gleichgewicht zu kämpfen, wie ein Turmspringer auf den Bootsbug stellte und zu referieren begann, während Rainer die Ruder setzte, ließ weder die Damen unter ihren riesigen Sonnenhüten noch ihre stattlichen Begleiter unberührt.

»So, fühlen Sie sich nun herzlich willkommen«, fing er seine Vorführung an. »Der See ist 20 Kilometer lang, 4,5 Kilometer breit, und seine Tiefe beträgt 130 Meter. Haben Sie Lust auf eine Wanderung? Wollen Sie unseren See zu Fuß umrunden? Dann liegen 46 Kilometer vor Ihnen.«

Seine noch kindliche Stimme klang wie aus einem Reiseführer. Über die Alpenkette wusste er zu berichten, über die Schlösser, die rings um den See lagen, über den Bau des Nordturms Isolde auf dem Schlossdach und den kleinen Hafen, der 1853 angelegt worden war, über den Aufenthalt der Zarin Maria Alexandrowna 1868 in Berg bis hin zur Roseninsel und zu den Sommeraufenthalten der Kaiserin und ihrer Familie. Und schließlich, zum weiteren Amusement, zog er, wie er es mit Rainer abgesprochen hatte, sein Unterhemd aus und sprang, auf der Mitte des Sees, kopfüber ins Wasser. Während er abtauchte und mit bloßen Händen einen Fisch aus dem Netz fing, zog Rainer die Ruder ein. Ludwig tauchte auf, schmiss seine Beute ins Boot, und Rainer warf den zappelnden Fisch in den bereitgestellten Eimer; den Damen stockte der Atem. Zurück am Bootssteg,

durfte die Kundschaft den Eimer eigenhändig über den Steg zur Fischküche tragen. Die meisten wollten mit ansehen, wie Ludwig den Fisch, unter Rainers Aufsicht, tötete. Er setzte das Messer unterhalb des Kiemendeckels an, zog es schnell und tief halbrundförmig von oben nach unten. Je öfter er es tat, umso flinker und sicherer wurde er. Um den Fisch auszuweiden, führte er die Messerspitze in den After. Vorsichtig zog er die Klinge unter der Haut entlang der Bauchdecke bis hin zum Kopf, nahm die Eingeweide heraus, warf sie in den Abfall und entschluppte das Tier unter dem laufenden Wasserhahn. Rainer verpackte die Ware und übergab sie der Kundschaft. »Dann lassen Sie es sich mal schmecken.«

Die Stanzls konnten sich vor Anfragen kaum retten. An manchen Tagen standen die Leute Schlange. Und jeden Abend, vor dem Zubettgehen, sprach Ludwig sein Gebet und dankte dem Herrn für die vielen schönen Tage, die er ihm bescherte.

»Wer war der junge Mann, der mit dem König neulich Sonntag den Gottesdienst besucht hat?«

Die Frage stellte Gertrud Kranz, die im Alten Wirt kellnerte. Sie hatte die Stanzls aufgesucht, um die seit zwei Monaten überfällige Miete für die Boje zu begleichen, an der ihr uralter, von ihrem verstorbenen Vater geerbter Kahn hing. An ihren freien Tagen schipperte sie mit ihrem Feldstecher über den See und hatte danach immer etwas zu berichten. So oft hatte sie Sissi in den schillerndsten Kleidern umherwandeln sehen, dass man hätte meinen können, die Kaiserin habe Österreich nun endgültig den Rücken gekehrt.

»Der macht Theater«, sagte Ludwig. »Kennst du den etwa nicht? Der kommt aus Wien. Der soll den Wilhelm Tell für unseren König spielen.«

Bevor Gertrud eine weitere Frage stellen konnte, zog Rainer ihn ins Bootshaus. Mit einer mittlerweile brummenden Stimmlage erinnerte Rainer ihn daran, dass man Gerti gar nichts erzählen dürfe, sie könne ihr schändliches Maul nicht halten, nichts dürfe man ihr glauben.

Seither machte Ludwig einen großen Bogen um sie, aber auf ihren Feldstecher hatte er es abgesehen. Nicht einmal die Jäger waren im Besitz eines solchen Stücks. Er fasste den Plan, ihr das Ding abzuluxsen. Er kannte ihre Vorlieben und ihre Spieleidenschaft. Auch Ludwig paschte gern. Viele Abende saß er mit den Huber-Söhnen am Küchentisch und würfelte um die Ehre, die Liebe, die Zukunft und den Tod. Um Geld durfte im Haus der Hubers nicht gespielt werden. Ludwig wusste also sehr wohl, dass er etwas Verbotenes tat, als er Gertrud mit einer unbeschriebenen Ansichtskarte, auf der eine Bier-Kellnerin aus der Stadt abgebildet war, und seinen fünf Briefmarken – den beiden Bayern-Einsern und den drei Marken von Thurn und Taxis – beim Alten Wirt herausforderte. Er setzte sich direkt neben den Stammtisch. Gerti war sofort bei der Sache. Nur drei Spiele brauchte er, mit einem Fünfer-Pasch gewann er schließlich. Stolz nahm er seinen Einsatz und seinen Gewinn, den Feldstecher, an sich.

Von nun an hatten Rainer und er ein neues Hobby.

In jeder freien Minute setzten sie sich mit einem Proviantrucksack auf einen Hochsitz, den sie auf einem ihrer Streifzüge entdeckt hatten, und spähten. Bald schon stellten sie fest, dass sie mit dem Gerät über die ganze Bucht bis hin zum Schloss, bis zu den Ställen sehen konnten. Sie konnten die königlichen Pferde, die Kutschen und sogar das Nebengebäude erkennen. An den Tagen, an denen über die Zeitung aus der Stadt, die täglich beim Alten Wirt herumlag, angekündigt wurde, dass der König nach seinen Aufenthalten

auf Schloss Neuschwanstein oder Linderhof in Berg eintreffen würde, ließen sie alles stehen und liegen und machten sich auf zum Hochstand. Sie legten Notizhefte an, und sobald die Kutsche des Königs durch das Schlosstor fuhr, schrieb einer von beiden die Ankunftszeit und alles, was sich in ihrem Blickfeld regte, auf. Gelegentlich zeichnete Rainer auch in die Hefte. Mit Bleistift skizzierte er die Uferlandschaft. Ludwig genoss die Ruhe, die Rainer ausstrahlte, die Stille, die ihn dann umgab, sobald er, die Beine übereinandergeschlagen, den Stift über einige Stunden nicht aus der Hand legte.

Eines Tages, Anfang Juli 1882, trat gegen Mittag ein aufgeregter Hofdiener des Königs in die Metzgerei. Er war so außer sich, dass Rudi die beiden Kunden, die er noch zu bedienen hatte, höflich, aber bestimmt vor die Tür setzte, hinter ihnen zuschloss, dem Hofdiener ein Gläschen Weinbrand vorsetzte und ihn sachte zu einem Stuhl hinter der Theke schob.

»Sie sind mir empfohlen worden«, sagte der Hofdiener, das Glas Weinbrand umklammernd.

»Vom Stanzl?«

»Nein, vom Maurer Ludwig. Wir sind in Not. Unsere Züchtereien in Rom können nicht liefern.«

»Rom?«

Langsam beruhigte sich der Hofdiener. Er stellte sich als Melchior Kessler vor. In allen Einzelheiten beschrieb er das letzte Staatsbankett in der Residenz. Prachtvolle Schwäne und blaue Pfauen, göttliche Geschöpfe, hätten in allen möglichen Variationen den mit Gold verzierten Saal geschmückt und, nicht nur das, auch zum Wohl der Gäste beigetragen. Nun hegte Seine Majestät den Wunsch, Ende des Monats dem Herrn Wagner zu seiner Premiere des *Parsifal*

in Bayreuth ein ebensolches Geschöpf zu präsentieren. Einen Pfau, mit Trüffeln gespickt. Rudi kam ins Schwitzen. Wo nur sollte er innerhalb von zwei Tagen ein solches Vieh auftreiben?

Den ganzen Nachmittag über blieb der Laden geschlossen. Bis in die frühen Abendstunden hinein diskutierte man, wo ein solcher Pfau aufzutreiben sei. Dass beim Bauern Wolfram am Ortsende einer herumstolzierte, fiel Magda ein, und Alois wollte mit Toni losziehen und ihn erlegen.

»Nein. Die Suppe löffelt der aus, der sie uns eingebrockt hat.«

Rudi schlug auf den Tisch. Allesamt blickten zu Ludwig, der sich sogleich auf den Weg zu Rainer machte.

Das Grundstück des Bauern Wolfram lag abgeschieden. Hinter den Ställen begann der Wald. Kaum jemand verlief sich zu dieser Einöde, Rainer aber tauschte seit dem Tod seines Vaters weiterhin mit den Bauern Fisch, meist Renken, und hier und da mal eine Forelle oder einen Saibling gegen Eier, Kartoffeln, Mais und Kohl. An der Hofeinfahrt drehte Rainer sich zu Ludwig um.

»Du hältst hier die Stellung. Mit dem alten Griesgram komm ich besser allein klar.«

Noch bevor Rainer an die Tür klopfen konnte, öffnete der Wolfram.

»Servus«, sagte Rainer. »Ich komme wegen eurem Pfau.«

»Ja, Herrgott noch mal, was wollt ihr jetzt alle unseren Pfau haben? Die vom Schloss waren auch schon da.«

»Meine Mutter wünscht sich so einen Vogel zum Geburtstag.«

Der Wolfram schaute ungläubig drein.

»Geh, hör auf mit dem Scheißdreck, du bist doch auch bloß ein Lakai von dem Monarchenstall.«

»Bist du blöd, der Kini ist für euch Bauersleute der rechte. Und mein Vater und du, ihr habt auch immer zusammengehalten.«

Rainer trat ins Haus.

»Hast du eine gute Wurst da?«

Der Wolfram schnaufte.

»Ja, freilich, aber hör du mir auf mit dem Kini. Der und sein Pack locken die Städter an, die verdorbenen, mit ihren schicken Kleidern. Leisten kann unsereins die sich nicht. Und die Minister, alle in einen Sack ... und draufhauen ...«

Ludwig verfolgte indessen einen anderen Plan. Auf einem der abgeholzten Baumstämme vor dem Haus saß der Pfau ruhig und still und bewegte nur sein zartes Köpflein. Ludwig verließ seinen Posten. Mit einem faustgroßen Stein in der Hand pirschte er sich an, kam näher und näher, aber das Vieh rührte sich nicht. Etwa eine Schrittlänge entfernt, legte er den Stein zu Boden. Der Pfau hüpfte, in seiner ganzen Grazie, vom Baumstamm und stolzierte auf ihn zu. Mit allem hatte Ludwig gerechnet, aber nicht mit einer solch tierischen Dummheit. Selbst eine stinkende Taube war klüger. Mit seinem Schnabel inspizierte er den Stein, dann Ludwigs nackte Waden. Er hob den Pfau hoch, wie er eine zutrauliche Katze auf den Arm genommen hätte. Das Tier ließ es geschehen. Es musste um die acht Pfund wiegen, so viel wie mehr als ein Dutzend Renken.

Es schmiegte sich an Ludwig, an seinen Brustkorb. Er atmete kaum. Einen Fuß hinter den anderen setzend, schlich Ludwig rückwärts über den Kies. An der Hofeinfahrt angekommen, lief er, den Vogel immer noch auf dem Arm, Richtung Wald. Nun wäre es ein Leichtes gewesen, dem Pfau an die Gurgel zu gehen. Eine Drehung mit der Hand, und er wäre mausetot, aber Ludwig brachte es nicht fertig. Das Einzige, was er zu töten und aufzuschlitzen imstande war, waren Fische, und das sollte sein Leben lang so bleiben.

Er lehnte sich an einen Baum, den Weg zum Wolfram-Hof im

Blick, beugte sich dann hinunter und ließ den Vogel zu Boden, der seinen langen Hals in seine Richtung streckte und keine Anstalten machte, sich zu entfernen. Ludwig stampfte ein paar Mal heftig auf.

»Schleich dich«, rief er. »Sonst drehe ich dir den Kragen um, und dann kommst du in den Ofen für den Herrn Wogna.«

Der Vogel hüpfte zur Seite und begann, seelenruhig im Moos zu picken.

»Bist du deppert, oder was? Hau ab! Sonst bist hi.«

Und als habe der Vogel endlich verstanden, breitete er seine Flügel aus und flog auf einen Baum. Da saß er nun, gelassen wie ein Rabe. Rainers Pfiffe drangen an den Waldrand.

Ludwig trat auf den Weg.

»Da bist du ja«, sagte Rainer. »Der Wolfram will seinen Pfau nicht hergeben.«

»Ich glaube, wir lassen die Sache«, antwortete Ludwig. »Vielleicht mag der Herr Wogna gar keinen Pfau essen.«

Und so fügte sich eins ums andere. Nachdem Rudi wegen der Angelegenheit nachts kein Auge zugetan hatte, teilte der Küchenjunge des Schlosses am darauffolgenden Mittag zur Erleichterung aller mit, dass der König von einem Pfau, mit Trüffeln gespickt, abgekommen sei. Später erfuhr man, dass Seine Majestät keine einzige Aufführung des *Parsifal* in Bayreuth besucht habe, nicht einmal die Premiere.

Im darauffolgenden Frühjahr löste die Witwe Stanzl ihr Versprechen ein und nahm Ludwig als Gesellen unter Vertrag. Die täglichen Arbeitsabläufe waren ihm schon so vertraut, dass er die Fortbildungsschule mit links meisterte. Während er immer mehr Aufgaben im Betrieb übernahm, darunter, vor allem in den Sommermonaten, die Ruderbootfahrten für Pilger und Adelige, trieb

sich Rainer mit jungen Frauen herum, aber die vier Lebensjahre, die die beiden trennten, schienen dennoch wie weggewischt. Noch vor seiner Gesellenprüfung kannte sich Ludwig im Fischereirecht besser aus als Rainer, und auch Ludwig war zu einem jungen Mann herangereift. Sein Körper hatte sich zu einer imposanten Erscheinung entwickelt, die Tonlage seiner Stimme war um drei Oktaven gesunken. Nun umgab ihn ein warmer Bass. Wenn es die Situation erforderte, konnte er jedoch furchteinflößend sein. Die Kinder, die im Winter über den zugefrorenen See schlitterten, hörten nicht etwa auf Rainer oder die anderen Fischer, sie hörten auf Ludwig. Im Nu waren sie vom Eis. Am Ufer zog er ihnen die Ohren lang.

Sehr zu schaffen machte Ludwig, dass seine Mutter ihre Ordensbeziehungen mehr pflegte als alles andere. War er früher noch im Stande gewesen, sie aus ihrer Stille herauszulocken, indem er ihr Tanzschritte vorführte oder sie an der Hand nahm, um sie bei einem Spaziergang über die Blumenfelder mit seinen Erzählungen abzulenkten, die immer von der Fischerei, vom Schloss und von des Königs Befinden handelten, war sie, seit sie entschieden hatte, für immer ins Kloster zu gehen, für nichts mehr zugänglich. Auch im Haus der Hubers saß man nur noch selten beisammen. Zum Bedauern Rudis mochte keiner seiner Söhne den Betrieb übernehmen. Er fing an, sich mit jedem anzulegen, der ihm über den Weg lief. Meist war es Rosi, die seine Launen abbekam, was ihre Ehe endgültig entzweite. Sie legte ihren Ehering ab und kaufte sich von ihrem Ersparten eine Nähmaschine, womit sie sich einen Jugendtraum erfüllte. Sie begann, schicke Kleider, extravagante Hüte für die Damen aus der Stadt und Unterröcke aus Seide zu entwerfen. Dabei half ihr Alois, der Mittlere. Er kümmerte sich um alles Geschäftliche, besorgte Stoffe und hielt die Kundschaft bei Laune. Toni hatte eine Wolfram-Tochter geheiratet und zog auf den Hof. Und Franz suchte

sein Glück in der Stadt. Eines Tages hatte er seinen Koffer gepackt und war losgezogen. Wäre Ludwig ihm auf dem Weg zum Bahnhof nicht zufällig begegnet, hätte er sich von niemandem verabschiedet.

»Ich muss weg«, sagte Franz. »Ich möchte zur Gewerkschaft. Sie suchen einen Sekretär. Und eine Bleibe krieg ich auch in der Stadt.«

»Gut«, sagte Ludwig. »Dann gehst jetzt fort. Dann musst du nicht mehr schlachten.«

Er versprach Franz, Stillschweigen zu wahren, und wünschte ihm viel Glück.